

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Eine wahre Geistergeschichte.

Aus leicht zu errathenden Gründen waren Geistergeschichten um diese Zeit unter den Selaven auf Legree's Pflanzung außerordentlich häufig.

Flüsternd erzählte man sich, daß Fußtritte in der Stille der Nacht die Bodentreppe herabstiegen und in dem Hause umhergingen. Vergebens waren die obern Thüren verschlossen worden; der Geist hatte entweder einen Nachschlüssel in der Tasche, oder benutzte das Vorrecht der Geister, durch das Schlüsselloch zu schlüpfen, und wanderte wie zuvor mit einer beunruhigenden Freiheit umher.

Ueber die äußere Gestalt des Geistes waren die Angaben etwas getheilt, wahrscheinlich in Folge eines Gebrauchs, der unter den Negern vorherrschend ist, und, soviel wir wissen, auch unter den Weißen — die Augen zu schließen und den Kopf unter das Deckbett, unter einen Rock, oder was sonst Schutz gewähren kann, bei solchen Gelegenheiten zu stecken. Wie Jedermann weiß, ist das geistige Auge ungewöhnlich scharf, wenn das körperliche auf solche Weise außer Thätigkeit gesetzt wird; deshalb gab es eine Menge Beschreibungen des Geistes, welche, reichlich beschworen und bestätigt, dennoch gleich andern Portraits nur in dem einen Punkte die Familienähnlichkeit aller Geister hatten — ein weißes Gewand.

Mag dem übrigens sein, wie ihm wolle, so haben wir besondere Gründe, zu wissen, daß eine schlanke Gestalt in einem weißen Gewande zu den bekannten Geisterstunden Legree's Pflanzung durchschritt — durch die Thüren ging, in dem Hause umherglitt — verschwand und wieder erschien, und schweigend die Treppe nach dem verhängnißvollen Boden hinaufging, und daß am Morgen dann die Eingangsthüren so fest verschlossen gefunden wurden wie zuvor.

Legree mußte endlich von diesem Geflüster hören, und es regte ihn um so mehr auf, je mehr man sich Mühe gab, es ihm zu verhehlen. Er trank mehr Brantwein als gewöhnlich, trug den Kopf hoch,

fluchte lauter als je zuvor während der Tageszeit. Doch er hatte böse Träume, und die Visionen, die an den Häupten seines Bettes sich ihm zeigten, waren nichts weniger als angenehm. Die Nacht nachdem Tom's Körper fortgeschafft worden war, ritt er in die nächste Stadt zu einem Bechgelage und machte ein tüchtiges mit. Spät und erschöpft kehrte er nach Hause zurück, verschloß die Thür, zog den Schlüssel ab und ging zu Bett.

Mag ein Mensch sich auch noch so viel Mühe nehmen, sie einzuschlafen, so ist die menschliche Seele doch ein furchtbarer, geisterartiger, ruheloser Besitz für einen Schlechten. Wer kennt ihre Grenzen? Wer kennt alle die furchtbaren Ahnungen, das Schaudern und Beben, welches sie ebensowenig unterdrücken, als ihre eigene Ewigkeit überleben kann? Was für ein Narr ist der, welcher die Thüren verschließt, um die Geister abzuhalten, der in seinem eignen Busen einen Geist hat, dem er nicht allein zu begegnen wagt, dessen Stimme, durch ganze Berge des Irdischen erstickt, dennoch gleich der Posaune des jüngsten Gerichts ertönt!

Aber Legree verschloß die Thür und setzte einen Stuhl dagegen; er stellte eine Nachtlampe an das Kopfende seines Bettes und legte seine Pistolen davor. Er untersuchte die Wirbel der Fenster und schwur dann, daß er sich um den Teufel und alle seine Engel nicht kümmerte. Darauf legte er sich schlafen.

Er schlief, denn er war ermüdet — schlief fest. Endlich aber breitete sich über seinen Schlaf ein Schatten, ein Entsetzen, eine Ahnung von etwas Furchterlichem, das über ihm schwebte. Es war seiner Mutter Sterbehemd, wie es ihm vorkam, doch Cassy hielt es empor und zeigte es ihm. Er hörte ein verworrenes Geräusch von Geschrei und Stöhnen, und bei dem Allen wußte er, daß er schlief, und strebte danach, sich selbst wach zu machen. Er erwachte halb. Er war überzeugt, daß etwas in sein Zimmer kam. Er wußte, daß die Thür sich öffnete, doch er konnte weder Hand noch Fuß rühren. Endlich wendete er sich mit einer heftigen Anstrengung um; die Thür war offen, und er sah eine Hand das Licht auslöschen.

Es war eine umwölkte, trübe Mondnacht, und da sah er es — irgend etwas Weißes, das hereinglitt! Er hörte das leise Rascheln des Geistergewandes. An seinem Bett stand es still; eine kalte Hand berührte die seine; eine Stimme sagte dreimal mit leisem, furchtba-

rem Geflüster: „Komm! komm! komm!“ Und während er vor Entsetzen in Schweiß gebadet da lag, war es verschwunden; er wußte nicht, wann oder wie. Er sprang aus dem Bett und eilte zur Thür. Sie war zu und verschlossen, und ohnmächtig stürzte er nieder.

Hiernach wurde Legree ein stärkerer Trinker als je zuvor. Er trank nicht mehr vorsichtig und besonnen, sondern unflug und rücksichtslos.

Bald darauf verbreitete sich in der Gegend das Gerücht, er wäre krank und sterbend. Unmäßigkeit hatte die furchtbare Krankheit hervorgerufen, welche die finstern Schatten nahender Vergeltung auf dieses Leben zu werfen scheint. Niemand konnte die Greuel dieses Krankengemachs ertragen, wenn er ras'te und schrie und von Gesichtern sprach, welche das Blut derer, die ihn hörten, erstarren machten; und an seinem Sterbelager stand eine weiße unerbittliche Gestalt, welche flüsterte: „Komm! komm! komm!“

Durch ein sonderbares Zusammentreffen wurde in eben der Nacht, als Legree diese Vision hatte, am Morgen die Hausthür offen gefunden, und einige Neger wollten zwei weiße Gestalten gesehen haben, welche den Weg nach der Landstraße verfolgten.

Es war nahe an Sonnenaufgang, als Cassy und Emmeline einen Augenblick in einem kleinen Gehölz nahe der Stadt anhielten.

Cassy war nach Art der spanischen Creolinnen ganz in Schwarz gekleidet. Ein kleines schwarzes Häubchen bedeckte ihren Kopf, und ein darüber gebreiteter reich gestickter Schleier verbarg ihr Gesicht.

Es war verabredet worden, daß auf ihrer Flucht sie den Charakter einer Creolin annehmen und Emmeline für ihre Selavin gelten sollte.

Von der frühesten Kindheit an im Verkehr mit den höchsten Classen der Gesellschaft aufgewachsen, standen Sprache, Bewegungen und das ganze Wesen Cassy's mit diesem Gedanken in Einklang, und noch hatte sie von ihrer einst glänzenden Garderobe genug behalten und sogar einen Juwelenschmuck, um eine solche Rolle spielen zu können.

Vor der Stadt kaufte sie einen hübschen Reisekoffer. Diesen befaß sie, ihr nachzutragen, und so von dem Burschen des Kaufmanns und Emmeline begleitet, die in einem Korbe ihre kleinen Bündel trug, erschien sie bei der Taverne wie eine Dame von Stande.

Die erste Person, die ihr nach ihrer Ankunft auffiel, war Georg Shelby, der dort stand, auf das nächste Boot wartend.

Cassy hatte den jungen Mann aus ihrem Fenster auf dem Boden bemerkt, hatte gesehen, wie er Tom's Leiche mit sich nahm, und mit geheimer Freude sein Benehmen gegen Legree beobachtet. Später hatte sie aus den Gesprächen der Neger, die sie belauschte, wenn sie während der Nacht ihre Geisterrolle spielte, erfahren, wer er war und in welchem Verhältniß er zu Tom stand. Sie fühlte daher sogleich das größte Vertrauen, als sie sah, daß er es war, der gleich ihr auf das nächste Boot wartete.

Cassy's ganzes Wesen, ihre Gewandtheit, der Umstand, daß sie offenbar Geld hatte, verbannten jede Neigung zum Argwohn in dem Gasthof. Die Leute fragen nie zu ängstlich nach Denen, welche in dem Hauptpunkte, dem, gut zu zahlen, sich auszeichnen; eine Sache, die Cassy vorausgesehen hatte, als sie sich mit Geld versorgte.

Am Abend kam ein Boot an, und Georg Shelby leitete Cassy mit der Artigkeit, welche jedem Kentuckier natürlich ist, an Bord, wo er bemüht war, ihr eine gute Kajüte zu verschaffen.

Cassy hütete unter dem Vorwand des Unwohlseins während der ganzen Zeit, die sie auf dem rothen Flusse blieb, Kajüte und Bett, und wurde mit dem dienstfertigsten Eifer von ihrer Selavin gepflegt.

Als sie den Mississippi erreichten und Georg erfahren hatte, daß die fremde Dame gleich ihm den Fluß aufwärts fahren wollte, machte er ihr den Vorschlag, eine eigene Kajüte für sie auf demselben Boote zu nehmen, auf dem auch er fahren wollte — indem seine Gutmüthigkeit Mitleid mit ihrer schwachen Gesundheit fühlte und er ihr so viel Beistand als möglich zu leisten wünschte.

So fahren denn Alle auf dem guten Dampfboote Cincinnati unter einer gewaltigen Dampfwolke den Fluß aufwärts.

Cassy's Gesundheit hatte sich wesentlich gebessert. Sie saß auf dem Deck, kam zum Essen und galt auf dem Boote für eine Dame, die sehr hübsch gewesen sein mußte.

Von dem ersten Augenblicke, als Georg ihr Gesicht erblickte, wurde er ergriffen durch jene flüchtige und unbestimmte Ähnlichkeit, von der beinahe Jeder sich erinnern kann, zu Zeiten beunruhigt worden zu sein. Er konnte sich nicht enthalten, sie beständig anzublicken und sie ununterbrochen zu beobachten, bei Tafel, oder wenn sie an

ihrer Kajütenthür saß, begegnete sie den fest auf sie gerichteten Blicken des jungen Mannes, welcher sie artig abwendete, wenn sie durch ihr Gesicht verrieth, daß sie die Beobachtung bemerkte.

Cassy wurde unruhig. Sie begann zu fürchten, daß er etwas argwöhnte, und beschloß endlich, sich seiner Großmuth anzuvertrauen und ihm ihre ganze Geschichte zu erzählen.

Georg war von Herzen dazu geneigt, mit Jedem zu sympathisiren, der von Legree's Pflanzung entflohen; ein Ort, an den er sich nicht mit Geduld erinnern, von dem er nicht ohne Heftigkeit sprechen konnte, und mit der muthigen Geringschätzung der Folgen, welche seinem Alter und Stand charakteristisch ist, versicherte er ihr, daß er Alles, was in seinen Kräften stände, thun wollte, sie zu beschützen und durchzubringen.

Die nächste Kajüte neben der Cassy's wurde von einer französischen Dame, Namens de Thour, bewohnt, welche eine kleine Tochter, ein hübsches Kind von etwa zwölf Sommern, bei sich hatte.

Diese Dame, welche aus Georg's Gesprächen entnommen hatte, daß er aus Kentucky sei, schien offenbar seine Bekanntschaft zu wünschen; sie wurde dabei durch die Anmuth ihrer kleinen Tochter unterstützt, welche ein so niedliches Spielzeug war, wie nur je eins die Langeweile auf einer vierzehntägigen Dampfbootfahrt vertrieb.

Georg's Stuhl wurde oft an ihre Kajütenthür gestellt, und Cassy konnte, wenn sie auf dem Decke saß, ihre Unterhaltung hören.

Madame de Thour fragte sehr angelegentlich nach Kentucky, wo sie, wie sie sagte, in der frühern Zeit ihres Lebens gewohnt hatte. Georg entdeckte zu seiner Ueberraschung, daß ihr früherer Wohnort ganz in seiner eignen Nachbarschaft gewesen sein mußte, und ihre Fragen verriethen eine Bekanntschaft mit den Personen und Dingen in seiner Umgebung, die ihn in das höchste Staunen versetzte.

„Kennen Sie in Ihrer Nachbarschaft,“ sagte Madame de Thour eines Tages, „einen Mann Namens Harris?“

„Ein alter Bursche dieses Namens lebt nicht weit von meines Vaters Besitzung,“ sagte Georg; „wir hatten aber niemals viel Verkehr mit ihm.“

„Er ist, wie ich glaube, ein starker Sklavenbesitzer,“ sagte Madame de Thour mit einem Wesen, welches mehr Theilnahme zu verrathen schien, als sie eigentlich zeigen wollte.

„Das ist er,“ sagte Georg, überrascht durch ihr Wesen.

„Haben Sie vielleicht jemals davon gehört, ob er einen Mulat-
tenknaben Namens Georg hatte?“

„O gewiß — Georg Harris, den kenne ich sehr gut; er heira-
thete eine Sclavin meiner Mutter, aber er ist jetzt nach Canada ent-
flohen.“

„Ist er?“ sagte Madame de Thour rasch. „Gott sei Dank!“
Georg richtete einen fragenden Blick auf sie, doch er sagte nichts.

Madame de Thour lehnte ihren Kopf in die Hände und brach
in Thränen aus. „Er ist mein Bruder!“ sagte sie.

„Madame!“ entgegnete Georg mit einem starken Ausdrücke
des Staunens.

„Ja,“ sagte Madame de Thour, indem sie ihr Haupt stolz er-
hob und ihre Thränen trocknete, „Mr. Shelby, Georg Harris ist
mein Bruder!“

„Ich bin im höchsten Grade erstaunt,“ sagte Georg, indem er
seinen Stuhl zurückschob und Madame de Thour ansah.

„Ich wurde nach dem Süden verkauft, als er noch ein Knabe
war,“ sagte sie. „Mich kaufte ein großmüthiger Mann, er nahm
mich mit sich nach Westindien, ließ mich frei und heirathete mich. Erst
kürzlich starb er und ich wollte nach Kentucky gehen, um zu sehen, ob
ich meinen Bruder finden und befreien könnte.“

„Ich hörte ihn von einer Schwester Emilie sprechen, die nach
dem Süden verkauft wurde,“ sagte Georg.

„Ja, die bin ich,“ entgegnete Madame de Thour. „Sagen
Sie mir, was für eine Art —“

„Ein sehr hübscher junger Mann,“ sagte Georg, „ungeachtet
des Fluchs der Slavery, die auf ihm lag. Er war ein ausgezeich-
neter Charakter, sowohl was den Geist, als was die Grundsätze be-
trifft. Ich kenne ihn, da er in unsere Familie heirathete.“

„Was für ein Mädchen?“ fragte Madame de Thour hastig.

„Einen wahren Schatz!“ erwiderte Georg. „Ein schönes,
verständiges, liebenswürdiges Mädchen, sehr fromm. Meine Mut-
ter hat sie beinahe so sorgfältig wie eine Tochter erzogen. Sie kann
lesen und schreiben, sticken und nähen, und singt sehr hübsch.“

„Wurde sie in Ihrem Hause geboren?“ fragte Madame de
Thour.

„Nein. Der Vater kaufte sie einmal auf einer Reise nach Neu-Orleans und brachte sie meiner Mutter als Geschenk mit. Sie war damals acht oder neun Jahre alt. Vater wollte Mutter niemals sagen, was er für sie gab, aber neulich, als wir seine alten Papiere durchsahen, fanden wir den Verkaufsschein. Er bezahlte eine ungeheuer große Summe für sie — wahrscheinlich wegen ihrer seltenen Schönheit.“

Georg saß mit dem Rücken gegen Cassy zugewendet und bemerkte nicht den gedankenvollen Ausdruck ihres Gesichts, als er diese Umstände erwähnte.

Bei diesem Punkt der Geschichte berührte sie seinen Arm und fragte mit bleichem Gesicht: „Kennen Sie den Namen dessen, von dem er sie kaufte?“

„Ein Mann Namens Simmons, glaube ich, war die Hauptperson, wenigstens glaube ich, daß der Name in dem Verkaufsschein stand.“

„O mein Gott!“ sagte Cassy und fiel bewusstlos auf den Boden ihrer Kajüte.

Georg war sehr überrascht und eben so Madame de Thour. Obgleich keiner von Beiden errieth, was die Ursache von Cassy's Ohnmacht sei, trafen sie doch die in einem solchen Falle nöthigen Anstalten. Georg warf in der Hitze seiner Menschenfreundlichkeit ein Waschbecken um und zerschlug zwei Gläser, und mehrere Damen in der Kajüte, welche hörten, daß Jemand ohnmächtig geworden sei, drängten sich in das Gemach und hielten die Luft so sehr ab, wie es möglich war; kurz, es geschah, was man nur irgend erwarten konnte.

Die arme Cassy! Als sie zu sich kam, wendete sie das Gesicht gegen die Wand und weinte und schluchzte wie ein Kind. — Vielleicht, Mutter, kannst Du uns sagen, an was sie dachte, vielleicht auch nicht; aber gewiß ist, daß sie in dieser Stunde erkannte, Gott habe sich ihrer erbarmt und sie solle ihre Tochter wiedersehen — wie dies Monate hinterher geschah — als — doch wir eilen der Geschichte voran.